



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Balchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Uebersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



haben Sie gesehen, Prinz, wie sie eben ihren Kopf drehte? fragte der Freiherr von Lovendal. Sie sieht hierher, sie sieht nach uns.

Ob diese Frau von Blankendorff wohl sehr teuer ist? sagte der Prinz darauf. Wissen Sie es nicht, lieber Baron? Sie kennen ja den Preis von allen Dingen, und ich bin hier ganz fremd geworden.

Ich glaube, entgegnete der Freiherr, verschmizt lächelnd, Sie könnten das am besten von ihrem Manne erfahren.

Sie sind, bei Gott, schlecht, sagte der Prinz. Sie sind noch schlechter als ich glaubte, und ein höchst niederträchtiger, pernicioser Roué, der mit der Zeit das ganze tugendhafte Berlin ruiniren wird. — Aber sagen Sie, wollen Sie die Stute kaufen?

Der Freiherr senkte in einiger Verlegenheit den Kopf.

Ich muß sie erst noch einmal versuchen, ich glaube, sie hat Neigung zum Durchgehen.

Wah! rief der Prinz, ein Säugling kann sie mit einem seidnen Faden reiten, und ich lasse sie Ihnen für fünfhundert Friedrichsd'or. Um aber wieder auf besagten Hammel zu kommen — diese Blankendorff gefällt mir nicht übel, und ihr Mann hat eine eigentümliche Kopfbildung, just wie sie mir zusagt. Er hat eine Stirn, die für Hörner prädestinirt ist, eine ganz besondere Schädelbildung, die mir hier bei vielen Chemannern aufgefallen ist.

Sie denken noch in Paris zu sein, Prinz, entgegnete ihm der junge Freiherr, der im Laufe des Sommers zu heiraten gedachte, aber wir sind in Berlin, wo doch wohl ein etwas anderer Maßstab der Sittlichkeit angelegt werden muß.

Sa ja, sagte der Prinz, wir haben in Frankreich ein altes Sprichwort: Wer seine Liebste im Arm hat, sieht auch eine schwarze Kuh in einem verbrannten Walde gern. — Ist das nicht Ihr Wetter, lieber Baron, der hübsche schwarz-

lockige Lieutenant dort neben der Sennorita? Mich dünkt, ich hätte ihn einmal bei einem der lukullischen Diners Ihres Herrn Vaters gesehen.

Better à la mode de Bretagne, erwiderte der junge Baron wegwerfend, Lieutenant Stahlhardt, bürgerlich.

Der Prinz sah ihn mit einer ironischen Miene an und sagte dann in einem affectirt hohen Tone, mit halb zgedrückten Augen, und in der langsamen und scharf accentuirten Sprechweise, die er anzunehmen pflegte, wenn er jemand ärgern wollte: Ich habe dieser Tage im Taschenbuch der freiherrlichen Häuser den Ihrer werten Familie gewidmeten Artikel gelesen. Mir scheint, er ist nicht vollständig.

Wie so?

Es ist in der historischen Notiz nur gesagt, daß Simon Lovendal, Ihr Herr Vater, in den Freiherrnstand erhoben wurde, aber es ist nicht der langen und glorreichen Geschichte gedacht, die dieser Erhebung voranging. Ihre Ahnherrn waren doch schon vor Jahrtausenden namhaft. Die Lovendal oder Löwenthal gehören, wenn ich nicht irre, zum Stamme Levi, und was will selbst die sechshundertjährige Geschichte meines Hauses neben der eines Geschlechtes bedeuten, dem schon das Rote Meer aus dem Wege ging! Ich würde der Redaktion eine darauf bezügliche Mitteilung zuschicken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Denken Sie zum Beispiel an Lord Beaconsfield, der sich stets auf seine alte, vornehme Abstammung etwas zu Gute gethan hat. Ja, ich muß sogar gestehen, wenn ich Ahnen hätte, die die Bundeslade bewacht hätten, ich machte es wie mein hochseliger Better Rohan und sagte: Roi ne puis, baron ne daigne, Lovendal je suis.

Der junge Freiherr ward von dieser Rede seines vornehmeren Freundes aufs unangenehmste berührt und blickte mit brennenden Wangen auf die Spitzen seiner Füße herab. Er wußte, es gab dem Prinzen gegenüber für ihn keine Rache. Der Prinz hatte eine Manier, die erstaunlichsten Dinge vorzubringen, wie sie keinem sonst zu Gebote stand, und er hatte die Lacher auf seiner Seite, wo der zehnte Theil der Insolenzen, die er sagen durfte, jedem andern den Hals gebrochen hätte. Jede Entgegnung hätte die Sache nur verschlimmert. Und welche Chancen hätte es geboten, sich ernstlich mit ihm zu erzürnen, dem vornehmsten Mann des Klubs, der dazu noch einer der besten shooters der Tauben-Plattform von Monte-Carlo war?

So war der Freiherr unschlüssig, ob er fortgehen oder thun sollte, als habe er nicht verstanden.

In diesem Augenblicke näherte sich den beiden ein stattlicher Kürassier-Offizier, dessen überaus warme und herzliche Begrüßung des Prinzen dem Freiherrn die ersehnte günstige Gelegenheit gab, zu entrinnen und sich bei der Sängerin in angenehme Sicherheit zu bringen.

Der Kürassier war an Höhe und Wuchs dem Prinzen gleich und ein herrliches Bild eines Kriegers. Er war bräunlich von Farbe, mit schwarzem Haar,

unter der kühn geschnittenen Adlernase starrte ein Schnurbart mit mächtig langen Spitzen, und die grauen Augen blitzten mit Schwertesglanz.

Nachdem die beiden Herren in herzlichster Freude über ihr Wiedersehen die ersten Fragen und Antworten nach ihrem Ergehen ausgetauscht hatten, wie gute Freunde nach langer Abwesenheit zu thun pflegen, fragte der Offizier:

Was aber führt dich denn gerade zu dieser Zeit hierher, mein lieber Meriadee?

Der Prinz schwieg einen Augenblick nachdenklich, seufzte und sagte dann: Das will ich dir in aller Aufrichtigkeit sagen, bester Vetter, ich habe die Absicht zu heiraten.

Ah, heiraten! erwiderte der Offizier und zog die Augenbrauen in die Höhe. Wen denn?

Siehst du, das weiß ich noch nicht. Mein Entschluß geht nur ins Allgemeine. Ich glaube, es ist Zeit für mich, zu heiraten, und ich will es auch, wenn ich eine standesgemäße Partie finde und die Dame schön, reich und liebenswürdig ist. Was sagst du dazu? Rätst du mir, es zu thun?

Nun, sagte der Kürassier, wenn die Heirat selbst einmal beschlossene Sache ist, so scheint es mir nur noch darauf anzukommen, die passende Partie zu finden.

Ich möchte es doch eigentlich nicht ohne deinen Rat thun, Victor. Du warst immer ein Mann von gutem Rat, und ich lege den größten Wert auf deine Ansicht.

Nun gut, versetzte Victor, ich will dir gerne mit meinem Rat zur Seite stehen.

Aber wenn du meinst, sagte der Prinz zögernd, daß ich besser thäte, Junggeselle zu bleiben und meine jetzige Freiheit zu bewahren, so könnte ich das ebenso gut thun.

Nun, dann heirate nicht! rief der Offizier lachend.

Aber willst du denn, fragte der Prinz eifrig, daß ich mein Leben lang allein und vereinsamt zubringen soll? Das ist auf die Dauer und, wenn man älter wird, doch ein trauriges Loos.

Das ist wahr, entgegnete der Offizier, also heirate.

Mein Bedenken ist nur, sagte der Prinz, daß meine Frau, wie nun einmal der Lauf der Welt jetzt ist, mir untreu werden könnte. Das würde mich höchst unglücklich machen. Ich kenne zwar manchen Mann in solcher Lage, der eben nicht trostlos ist, mit dem ich gern umgehe, den ich schätze und für höchst ehrenwert halte, aber selbst ein solcher Mann sein möchte ich nicht. Lieber tot.

Dann ist es besser, du heiratest nicht, entgegnete der Kürassier, die Spitzen seines Schnurbarts drehend, denn was du andern gethan hast, das wird man dir wieder thun. Das pflegt so Regel zu sein.

Du meinst?

Gewiß. Es heißt in der heiligen Schrift: Mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden.

Alle Hagel, rief der Prinz, wer weiß, für welche Welt das gilt, ob für das Diesseits oder das Jenseits! Ich kann einmal ohne Weiber nicht leben, das weißt du, bester Victor. Und ist es da nicht besser, ich heirate eine hübsche, lebenswürdige, junge Dame von guter, solider, deutscher Familie, als daß ich immerfort mit Liebschaften wechsle und beständig Duellen und Klagen oder noch schlimmere Dinge riskire, da ich doch für anständige Frauen, mit Erlaubnis ihrer Männer sei es gesagt, nie viel Passion gehabt habe?

Das weiß ich, entgegnete Victor, so heirate also.

Die Sache hat nur, fuhr der Prinz fort, ihre Haken, auch wenn ich eine tugendsame Deutsche nehme, die mich nicht betrügt. Man hat mir gesagt, daß diese ehrbaren Frauen einen herben Wein verzapfen und mit Essig zu kochen lieben. Wenn ich mir denke, die paar guten Tage, welche ich noch zu leben habe, würden mir von solch einem Tugendspiegel vergällt, versäuert und verdorben, so fürchte ich, mein heftiges Temperament würde zu bösen Scenen führen, und wozu soll ich mir solche Pein und Qual aufladen?

Da ist es besser, du heiratest nicht, sagte der Kürassier.

Bei alledem müssen jedoch meine Verhältnisse auch in Betracht gezogen werden. Ich habe mein Schloß in der Normandie, dazu die Güter in Sachsen. Alles das ist nicht recht in Obhut genommen und verwaltet, so lange ich als Junggeselle bald hier bald dort lebe. Eine tüchtige Frau hat so etwas Sechshaftes, Konservirendes. Ich glaube, das Schloß verfiere nicht so rasch, wenn eine Schloßfrau darin wohnte, und die Erträge von den Gütern wären größer, wenn eine Frau sie controlirte.

Nun, so heirate, sagte der Kürassier, mit dem Kopfe nickend.

Nehme ich jedoch meine Lebensweise in Betracht, fuhr der Prinz fort, die ich doch nicht gern ändern möchte, weil es mein größtes Vergnügen ist, auf die Jagd zu gehen und zu reisen, so denke ich mit Sorge an die vielen Gelegenheiten, welche meine Frau haben wird, zu thun, was sie will, weil sie allein ist. Sie könnte gar zu leicht irgend eine Liebschaft anfangen, oder, wenn sie dazu nicht aufgelegt ist, vielleicht übertriebenen Luxus machen und mein Vermögen verschwenden, anstatt es zusammenzuhalten und zu vermehren.

Das ist richtig, bemerkte Victor, da heirate lieber nicht.

Aber wie soll ich meinen Namen und meine Besitzungen vererben? fragte der Prinz. Ein jeder Mann hat doch den Wunsch, Söhne und Töchter zu haben, die er der Welt als die Seinigen zeigen kann, an denen er sich erfreut und denen er bei seinem Tode sein Erworbenes oder Ererbtes zurückläßt. Soll das Geschlecht der Parolignac mit mir zu Ende gehen? Soll mein Wappen verlöschen, das alte Geschlecht aussterben, der stolze, alte Name verwehen? Der Gedanke drückt mir das Herz ab.

Das ist wahr, entgegnete der andere, also heirate.

Dein Rat, mein lieber Victor, sagte der Prinz, klingt, wenn du es mir nicht

übel nehmen willst, wie eins von den Liedern, die man in Frankreich soie nennt. Es geht wie eine Säge hin und her und ist bestimmt die Leute zu ärgern. Ich finde nichts als Spöttelei in deinem Rat, denn du sagst immer abwechselnd, wie mir scheint: Heirate und heirate nicht.

Das kommt daher, entgegnete der Offizier kaltblütig, weil du selbst lauter Dinge vorbringst, die sich einander widersprechen, während sie doch zugleich Wahrheiten enthalten. Wie kann ich da wissen, worauf ich meinen Rat begründen soll? Es scheint mir, du weißt selbst nicht, was du willst. Das ist aber die Hauptsache. Alles andere hängt vom Schicksal ab. Ich kenne manche Leute, die es so gut getroffen haben, daß ihre Ehe das reine Paradies darstellt. andre dagegen sind durch das Heiraten so elend geworden, wie die von einem bösen Geist umhergetriebenen. Man muß es eben wagen, wenn man überhaupt heiraten will. Man muß die Augen zudrücken, seine Seele Gott befehlen und sich köpflings hineinstürzen, denn eine Sicherheit giebt's da nicht. Nur eins könnte ich dir noch raten, was ich selbst in wichtigen und zweifelhaften Dingen oft thue: Zähle es dir an den Knöpfen ab; das ist ebenso sicher als wenn du die Geister durch ein Medium befragst, und verstößt nicht gegen die Artikel unsers Glaubens. — Aber sag mir doch inzwischen, mein lieber Meriadec, wer ist der Lieutenant von der Infanterie dort? Seine Füße scheinen mir nicht von rein germanischem Schnitt zu sein. Kannst du dir denken, daß seine Vorfahren in den Bügeln standen?

Alfons Stahlhardt, den die beiden Herren jetzt beobachteten, war ein hübscher junger Mann von sehr gewandtem Benehmen und militärischer Haltung, sodaß es des schärfsten Blicks aristokratischer Augen bedurfte, um gewisse feine Merkmale orientalischer Verwandtschaft an ihm wahrzunehmen, welche vielleicht weniger seiner körperlichen Bildung als der Art seiner Bewegungen anhafteten, die sich durch ihre Schmiegsamkeit auszeichneten. Er hatte sich in eine Unterhaltung mit der Sängerin Molini vertieft und genoß des Vorteils, sehr gut französisch zu sprechen und dadurch vielen Bewerbern um die Gunst der Schönen den Rang abzulaufen.

Sie verstand kein Wort deutsch, sondern nur spanisch und französisch.

Es war ihm daher gar nicht angenehm, als das Zeichen zum Anfang des Essens gegeben ward und der Prinz von Parolignac sich näherte, um ihm die Dame zu entführen und vorgängiger Verabredung gemäß zu Tische zu geleiten, während er selbst sich mit einem geringeren Platze begnügen mußte und nur von weitem an eine andre Tafel hinüber sehnsüchtige Blicke nach der Spanierin werfen konnte, die ihm so sehr gefiel und deren entgegenkommendes Wesen seiner Eitelkeit schmeichelte. Es war ihm doppelt unangenehm, daß sie zwischen dem Prinzen und dem Freiherrn von Lovendal saß, welcher als Kassirer des Klubs diesen Ehrenplatz für sich in Anspruch genommen hatte.

Den Prinzen hatte Alfons nicht gern, weil derselbe ihm zu vornehm war und ein unerträglich hochmütiges Wesen ihm gegenüber zu haben schien.

Dazu betrachtete er ihn mit den Augen der Eifersucht, wohl wissend, welche Kühnheit, welche Geschicklichkeit und welche Gewissenlosigkeit er dem weiblichen Geschlechte gegenüber besaß. Mit dem Freiherrn von Lovendal unterhielt er ein sehr kühles Verhältnis. Obwohl sie Vettern waren, hatte der überwiegende Reichtum der Lovendals und ihr Bestreben, nur in der allerhöchsten Gesellschaft zu verkehren, eine Schranke zwischen ihnen errichtet.

Alfons sowohl wie seine Mutter empfanden dies mit peinlichen Gefühlen, weil sie beide nach denselben Zielen trachteten, welche Lovendals erreicht hatten, aber keine Mittel hatten, dahin zu gelangen. Reichtum und Vornehmheit waren in ihren Augen das höchste und wünschenswerteste, und es war bitter, einzusehen, wie schwierig es war, dahin zu gelangen.

Während Alfons nun aus der Ferne der schönen Sängerin zusah und sich im Gespräch mit seinem Nachbar zu trösten suchte, einem Dolmetscher der türkischen Botschaft, welcher interessante Dinge von der Wirtschaft am Hofe in Konstantinopel erzählte, wo er zuletzt gearbeitet hatte, ließ der Prinz von Parolignac seine Zeit bei der Sängerin nicht unnütz verstreichen. Er hatte viel Übung im Umgange mit Damen vom Theater und wußte, welche Interessen sie haben, so daß er nicht um Stoff zu einer Unterhaltung in Verlegenheit war, obwohl er mit der Spanierin zum erstenmale sprach. Auch war unter den Fehlern, die der Prinz hatte, Schüchternheit einer der letzten, und indem er es als selbstverständlich ansah, daß es fashionable und amüßant sei, sich also wohl schicken müsse, mit der gefeiertsten Sängerin des Tages eine Liebschaft anzuknüpfen, ging er ohne viele Umschweife auf dies Ziel los.

Aber obwohl der Prinz das Völkchen der Bühne kannte und längst den Glauben abgestreift hatte, die Sängerinnen vom Theater seien ätherische Geschöpfe, deren Nahrung die Kunst sei, Nachtigallen in weiblicher Gestalt, mit keinem andern Zweck als mit dem, die Herzen der Menschen durch den Wohlklang ihrer Kehle zu erquickern, obwohl er längst wußte, daß diese bevorzugten, klangbegabten Wesen auch ihre irdischen Seiten haben, war er doch überrascht durch den Einblick in die kalte und berechnende Denkart der Sennorita Chepa. Er betrachtete verwundert dies farbenleuchtende, lebensprühende Mädchen mit der süßen Stimme, das in sich eine Seele barg, welche sie von einem Handelsagenten entliehen zu haben schien. Welchen Ton der Unterhaltung er auch anschlug, welchen Gegenstand er auch berühren mochte, immer kam die reizende Tochter des Südens auf das Geld. Die verschiedenen Arten des Gesanges, die Schulen der großen Meister, die Eigentümlichkeiten der Bühnen in Spanien, Frankreich, England und Deutschland, alles hatte nur in sofern eine Bedeutung, als es der Sennorita mehr oder weniger einbrachte.

Der Prinz fand ein eigentümliches Gefallen an dieser Art der Unterhaltung. Seine sarkastische Ader fühlte sich immer angenehm gekitzelt, wenn er auf eclatante Widersprüche in der menschlichen Natur stieß, und er hatte dann die Manier,

das Gespräch so zu führen, daß das beobachtete Wesen seinen Neigungen ohne jeden Rückhalt folgte und ganz frei alles das heraussprach, wodurch es sich selber Blößen gab und den Prinzen amüsirte.

So nahm er jetzt selber den Anschein an, als halte er es für selbstverständlich, daß kein Komponist je etwas geschrieben und kein Sänger je etwas gesungen habe als einzig und allein mit der Rücksicht auf den materiellen Erfolg, den er dadurch hätte erringen können. Von dieser Grundlage aus konnte er mit Leichtigkeit ein munteres, amüßantes Gespräch mit der Schönen führen, und er hatte dabei noch den Vorteil, zu der Einsicht zu kommen, daß es für ihn ganz und gar untunlich sei, sich in sie zu verlieben. Wenn sie auch Mode ist, sagte sich der Prinz, und wenn sie auch schön ist, ein Liebesverhältnis mit ihr müßte so schrecklich sein wie das Loos des Midas, als sich unter den Händen des hungernden Greises alles in Gold verwandelte.

Während der Prinz sich dies überlegte und während die Gesellschaft in der belebtesten Stimmung war, trat jedoch plötzlich ein Zwischenfall ein, der eine gewaltige Störung hervorrief.

Die Sängerin benutzte den Höhepunkt des Abends, als ihre blitzenden Augen und ihr silbern tönendes lautes Lachen die Blicke der von Champagner begeisterten Gesellschaft allgemein auf ihre Person vereinigt hatten, zu einer auffallenden Koketterie. Sie zog mit einer raschen, graziösen Bewegung das schwarze Spizentuch von ihren Schultern und zeigte sich in tief ausgeschnittenem Kleide. Das war umso auffallender, als keine einzige der anwesenden Damen décolletirt war und alle den hoch anschließenden Gesellschafts-Anzug trugen, aber es zeigte zugleich in hohem Maße die besondere Schönheit der Spanierin, ausgezeichnet durch Farbenglut und Fülle. Um ihren prachtvollen Hals schlang sich eine wunderliche Kette, aus hellroten Korallen und eigentümlichen goldenen Zwischengliedern.

Dieses Benehmen erregte die Aufmerksamkeit aller in noch erhöhtem Maße. Die Herren fanden mit einer Stimme die Spanierin ganz entzückend, und die Damen blickten sich einander mit der stillschweigenden Uebereinstimmung an, daß dies fremde Theaterwesen an Frechheit die einheimischen noch überträfe. Aber aller Welt Augen waren auf den schönen Hals und dessen merkwürdigen Zierrat gerichtet.

Ein wunderbarer Schmuck, sagte der Prinz, neugierig auf die Kette blickend, wenn ich nicht irre, orientalische Arbeit. Ich sehe da Amulette des Islam, eine gespreizte Hand gegen den bösen Blick und . . .

Er ward durch einen lauten Schrei der Sängerin unterbrochen und gewahrte, aufblickend, daß sie mit Entsetzen einen Herrn anstarrte, der, wie aus dem Fußboden aufgestiegen, neben ihr stand und mit drohender Geberde auf eben diesen Halschmuck hinwies.

Es war der Dolmetscher der türkischen Botschaft. Seine schwarzen Augen waren weit geöffnet und schienen Feuer zu sprühen, seine schmale, schlanke, sehnige

Gestalt war in allen Muskeln von verhaltener Leidenschaft angepannt, seine Gesichtsfarbe näherte sich fast dem Weiß, seine Hände waren krampfhaft geballt, und seine ganze Erscheinung glich der eines Tigers, der zum Sprunge bereit ist, den verzehrenden Blick auf die Beute geheftet.

Voltaire sagt, daß die Menschen der südlichen Länder anstatt des Blutes feuerflüssiges Metall in ihren Adern haben, und bei diesem in der Nähe des Aequators geborenen Manne schien das in der That der Fall zu sein, und man mußte mit Schrecken der Explosion bei ihm entgegensehen.

Eine Flut fremdartiger Worte entströmte zuerst seinen bleichen Lippen, dann, als er bemerkte, daß er nicht verstanden wurde, begann er spanisch zu reden, und dies begriff die Sängerin, wie man an ihrer Geberde sah. Sie griff hastig nach ihrem Halsband, schüttelte den Kopf, nahm ihr Spizentuch und versuchte ihre Schultern und die Kette zu verhüllen. Aber der wüthende Mann packte nach ihrem Halse und hielt die Kette fest. Es sah aus, als wollte er die Schöne erwürgen. Sie schrie laut, und erst den vereinigten Anstrengungen des Prinzen und des nun herbeispringenden Lieutenant Stahlhardt gelang es, sie aus den Griffen des Fremden zu befreien.

Als er sich von den beiden Herren gehalten sah und die allgemeine Entzündung bemerkte, welche sich gegen ihn wandte, ergoß er sich in überstürzten Erklärungen und Verwünschungen, wobei er sich nun des Französischen bediente, so daß man seine Meinung ziemlich allgemein verstand. Er behauptete, das Halsband gehöre ihm, sei ein uraltes Erbstück in der fürstlichen Familie, der er entstamme, und sei ihm auf die schändlichste Weise geraubt worden. Zugleich riß er das Hemd auf seiner Brust auseinander und zeigte unter schrecklichen Flüchen zwei Buchstaben, die in seine Haut eingebrannt waren. Man konnte deutlich ein B und ein L erkennen, die sich auf der hellbraunen Haut in dunkelroter Blut abzeichneten.

Die Sängerin stieß bei diesem Anblick einen gellenden Schrei aus und warf sich rückwärts. Sie ward aufgefangen und in ihrer anscheinenden Ohnmacht von mehreren Damen und Herren in ein nebenliegendes Gemach geschafft. Es herrschte allgemeine Verwirrung und Bestürzung. Niemand konnte sich den Vorgang erklären, aber überall tauschte man Vermutungen aus, die sich unter einander sehr unterschieden. Der eine wollte annehmen, es müsse in früheren Zeiten ein Liebesverhältnis zwischen dem Araber und der Spanierin bestanden haben, und sie müsse sich mit dem Talisman des Geliebten entfernt haben, der nun zu einer Wiedererkennung geführt habe; der andre behauptete, die Sängerin sei eine entflohene Sclavin aus dem Serail des Großtürken und habe durch ihre Flucht den Araber compromittirt, der dafür zur Strafe gebrandmarkt sei; der dritte meinte, der Dolmetscher müsse plötzlich verrückt geworden sein. Der Prinz aber erwog im Stillen die Möglichkeit, daß der fremde, bunte, sangreiche und goldlüfterne Vogel die Kette einfach gestohlen haben möchte.

Indessen wußte man nicht, was mit dem Dolmetscher anzufangen sei, der sich noch immer ganz ungeberdig anstellte und nur mit Gewalt davon abzuhalten war, der Sängerin zu folgen. Man versuchte, ihn zu beruhigen, aber er war in solcher Aufregung, daß nichts helfen wollte. Er rief wiederholt, daß nur Blut seinen gerechten Zorn löschen könne, und so war die Gesellschaft schließlich nur damit zufrieden, daß der Dekonom des Klubs Polizei hatte herbei holen lassen, welche den Unruhestifter abführte. In seiner Eigenschaft als Mitglied einer fremden Botschaft ward er zum Hotel seines Chefs geführt, in dessen Gegenwart und mit dessen Genehmigung er verhört werden sollte. Der Freiherr von Lovendal, der ein nachdenkliches Gesicht bei dem Vorgange gemacht hatte, seitdem er die Buchstaben B L auf der Haut des Wütenden gesehen, folgte der Polizei.

### Drittes Kapitel.

#### Das Mitglied der Gesetzgebung.

Soll ich

Auf dem Pfad des Rechts, grad die Burg hinan,  
Oder mit schleichendem Trug mich hinaufziehn?

Ei welche Ueberraschung! sagte Dr. Stahlhardt, von seiner Arbeit aufsehend. Unser verehrter Schwager Balduin!

Er erhob sich und führte den Besuch zu einem Sitze.

Nun? fuhr er fort, steht das Rad der Staatsmaschine still, daß du Muße hast, dich zu dieser Stunde in die Einsamkeit zu begeben?

Ist es denn wirklich etwas so außerordentliches, daß ich dich besuche, lieber Schwager? fragte jener dagegen. Ich sollte meinen, wir sähen dich weit seltner bei uns, als umgekehrt.

Und doch wollte ich wetten, daß es heute etwas besondres ist, was dich herführt. Die Parteien des Reichstags sind hart an einander. Was beginnt die Fraction, wenn einer ihrer beredtesten Führer spazieren geht?

Dr. Irrwisch hatte eine etwas zerstreute Miene und antwortete erst nach einer Pause. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der von wichtigen Geschäften so sehr in Anspruch genommen ist, daß er auch im Freundeskreise erst allmählich aufzuthauen vermag, eines Mannes, der seinen geringern Verwandten den Maskenwechsel merken läßt, den er ihretwegen vornimmt. Denn er ist ja so hoch gestellt, daß es eine gewisse Zeit und Mühe kostet, bis er sich auf den Standpunkt herabgelassen hat, den sie in ihrer Unbedeutendheit einnehmen.

Dr. Irrwisch war ein Mann von imposanter Figur und Haltung. Würde thronte auf seiner Stirne, Wohlwollen und Leutseligkeit umspielten seinen Mund.

Er war elegant, aber ernsthaft gekleidet. Er war alles in allem eine Erscheinung, bei der man fühlte, sie sei da, um an der Spitze zu stehen.

In der That, erwiderte er mit einem kleinen Seufzer, ich habe nicht viel Muße und komme seltner als mancher andre dazu, mir die Freuden des Privatlebens zu gönnen. Denn die politischen Verhältnisse sind bei uns von komplizirter Art und wollen mit großer Delikatesse und Umsicht behandelt werden. Wo nur irgend ein wichtiger Beschluß zu fassen ist, wenden sich die Mitglieder unsrer Partei an mich, sei es nun, daß es gilt, die nötige Uebereinstimmung unter den Gesinnungsgenossen selbst aufrecht zu erhalten oder herbeizuführen, sei es, daß es darauf ankommt, der Regierung mit der gehörigen Energie und doch Schmiegsamkeit entgegenzutreten. Denn man hat sich überzeugt, in mir den geschicktesten Beurteiler und Unterhändler zu besitzen, obwohl ich selbst ja weiß, daß man allgemein eine viel zu hohe Meinung von mir hat. Dazu liegt mir noch die Sorge für das große und gemeinnützige Institut der Patriotischen Handelsbank und des Reichsconsolidirungsfonds ob. So komme ich denn freilich selten dazu, mir Genüsse zu verschaffen, die Männern in bescheidner Lebensstellung als natürliche Bedürfnisse erscheinen.

Ja, mein lieber Balduin, sagte der Gelehrte, es ist eben keine Kleinigkeit, ein großer Politiker, Diplomat und Nationalökonom zu sein. Du hast nicht nur das Talent, ein großes Vermögen zu erwerben, während du dem Lande durch deine finanziellen Operationen zur Blüte verhilfst, sondern auch die hervorragende Geschicklichkeit in Staatsaffären, die dem notwendig ist, der nicht unterschätzt werden, sondern sich einen Namen machen will. Ich bewundre das in der That. Aber Mühe hast du natürlich davon.

Der Reichstags-Abgeordnete warf seinem Schwager einen mißtrauischen Blick zu.

Dieser blieb jedoch ganz ernsthaft und behielt seine sorglich nachdenkende Miene, während er fortfuhr: Wie mag es nur kommen, daß jene Männer der Geschichte, die wir schon in der Schule als vorzügliche Staatsmänner und Gesetzgeber kennen lernten, nicht allein die Alten, wie Aristides, Lykurg, Solon und so weiter, sondern auch die neueren Patrioten, wie zum Beispiel Franklin und Washington oder auch unser Landsmann Freiherr vom Stein, wie mag es nur kommen, daß diese Männer so gar kein Geschick besaßen, ein Vermögen zu machen, im Gegentheil die größten Unannehmlichkeiten, Verbannung, Confiskation ihrer Güter erleiden mußten, ja, daß sie sogar solche Nachteile wenig beachteten und selbst noch von dem Schrigen weggaben, um dem allgemeinen Besten zu dienen?

Die vergangenen Zeiten, mein guter Schwager, sagte Dr. Strwisch achselzuckend, sind mit den jetzigen gar nicht zu vergleichen. Jene Einfachheit der Verhältnisse existirt nur noch in der Erinnerung, und es ist an Stelle der primitiven Zustände zu Anfange des Jahrhunderts oder im achtzehnten Jahrhundert oder nun gar des Altertums eine entwickelte Kultur getreten, die an Vielfältig-

keit der inner- und außerpolitischen Beziehungen, an seiner Gliederung der Stände und Parteien und Erhabenheit der herrschenden Ideen unvergleichlich ist.

Du meinst also wohl, wie unsre Zeit hoch über der Vergangenheit stehe, so stünden auch die Politiker der Gegenwart hoch über den Alten.

Ganz recht. Wenigstens insofern, als zu einer Beurteilung und Lenkung unsrer mehr entwickelten Zustände weit mehr Kenntniss, Erfahrung und Scharfblick gehört, als in früherer Zeit für den Politiker nötig war.

Wenn also nun der Freiherr vom Stein oder Washington wieder zum Leben erwachten, so würden sie wohl gegen euch eine lächerliche Figur spielen?

In Wirklichkeit würden sie das, obwohl es ja hergebracht ist, diese Größen der Geschichte als Vorbilder anzustaunen. Die Menschen lieben es eben, mit der Vergangenheit einen frommen Kultus zu treiben, deshalb würde ich mich auch wohl hüten, meine wahre Meinung öffentlich auszusprechen.

Daran handelst du allerdings klug, wie in allen Dingen. Aber ich selbst muß dir Recht geben, daß unsre Zeit darin einen Fortschritt gemacht hat, daß es jetzt einem Gesetzgeber möglich ist, zugleich den Staat glücklich und sich selber reich zu machen. Ich sehe es ja an deinen Freunden und Parteigenossen, sowie an dir selbst. Ihr gebt die weisesten und besten Gesetze, und zwar in einer Fülle, die früher ungeahnt war. Denke nur, wenn jetzt noch die Sitte herrschte, Gesetze in Erz oder Marmor zu graben, wie es die Alten thaten, woher sollte der Marmor kommen und wie oft müßte man die Erztafeln umschmelzen! Und bei alledem kommt ihr in gute, einträgliche Stellungen, die es euch ermöglichen, für die ungewisse Zukunft wie für das gewisse Alter ein hübsches Stück Geld zurückzuliegen.

Du hast doch eine merkwürdige Passion, das tägliche, praktische Leben gewissermaßen mit einer theoretischen Brühre zu übergießen. In seiner Realität scheint es dir ganz ungenießbar zu sein. Es ist ein eigentümliches Vergnügen, sich die natürlichen Ereignisse erst in eine bestimmte Schablone und Form der Gelehrsamkeit zu pressen und nichts anzuerkennen, was nicht mit klassischem Stempel als echt bezeichnet wurde. Wer Teufel denkt denn bei unsrer Politik an Pykurg und Solon, die seit dreitausend Jahren tot sind? Gott habe sie selig! Nun, wer dazu Lust hat, mag es ja thun. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten. Nur wird derjenige es nie zu etwas bringen, dem der Gelehrte stets in den Nacken schlägt. Aber, wie gesagt, eines schickt sich nicht für alle, sehe jeder, wie ers treibe. Wir haben ja auch unter unsern Parlamentariern solche Käuze, Männer, die in keiner Partei geschätzt werden, weil sie eben von ihrem Steckenpferde nicht herunter können, Prinzipienreiter und Dogmatiker.

Ja, entgegnete Dr. Stahlhardt, da bist du freilich ein anderer Mann, und nicht zu deinem Schaden. Du hast bei Zeiten die Wahrheit erkannt, daß man die Pferde auch wechseln kann und stets dasjenige reiten muß, welches am sichersten zum Ziele führt, wenn anders man wirklich in diesen hochentwickelten Zeiten

an der Spitze bleiben will. Die wahre Politik besteht ja in einer geschickt zusammengefügten Kette von Kompromissen. Ich sehe ein, wie einfältig im Grunde jene Männer waren, die ich vorhin nannte, denn alle zusammen haben wohl kaum soviel Geld in ihrem Leben verdient wie du allein. Ein kluger Mann muß vor allem für sich selber klug sein.

Ja, sagte der Reichstagsabgeordnete mit Nachdruck, das ist freilich sehr wahr, was du da sagst, und es ist mir ein angenehmes Bewußtsein, wenn ich die Erfolge überdenke, die ich erreicht habe. Ich bin imstande, mit dem Vermögen, das ich mir durch eigene Kraft erworben, meine und meiner Kinder Zukunft zu sichern, dazu auch noch meinen Freunden und Verwandten nützlich und hilfreich zu sein. Aber was ich noch höher schätze, das ist die Anerkennung, die ich mir bei der Nation erworben habe, und die mir ein Zeugnis dafür ist, hohen und edlen Zielen zum Besten des Staats nachgestrebt zu haben; obwohl, fügte er nach einer Pause hinzu, es natürlich auch nicht an niedrigen und hämißchen Gesellen fehlt, die in ihrem Neid und Haß auf alles Hohe mich mit ihren Verleumdungen verfolgen.

Wirklich? fragte der Gelehrte mit erstaunter Miene, ist es möglich, daß es Leute von solcher Blindheit und Beschränktheit giebt, daß sie nicht einsehen, was du für das Wohl des Staates geleistet hast?

Blindheit und Beschränktheit ist es eben nicht, mein Lieber, sondern, wie ich sage, Neid und Haß. Die Kerle wissen recht gut, was sie wollen, wenn sie mich angreifen.

So hast du doch darin wenigstens Aehnlichkeit mit meinen alten Freunden, die auch von Neid und Haß verfolgt wurden. Aber nimm es nur nicht übel, daß ich dich mit diesen Leuten vergleiche, denn, siehst du, Solon zählt doch zu den sieben Weisen, und Aristides hat den Beinamen des Gerechten!

Thu mir den Gefallen, Ephraim, deine alten Griechen jetzt einmal bei Seite zu lassen und für einige Minuten auf einen praktischen Standpunkt herabzusteigen. Die Sache ist die: Ich bin in letzter Zeit ganz empfindlich angegriffen worden, und zwar in der Deffentlichkeit. Du weißt, daß ich meine frühere Stellung als Staatsbeamter aufgab, um mich ganz den Angelegenheiten des Staates widmen zu können. Da ich aber nur ein ganz unbedeutendes Vermögen hatte, von dem ich hier in Berlin nicht leben konnte, war ich darauf angewiesen, mir einen Erwerb zu verschaffen. Man bot mir die Stellung eines Präsidenten des Aufsichtsrats der Patriotischen Handelsbank, und ich nahm sie an, um eben hier leben und mich ganz der Politik widmen zu können. Es war also ein Akt persönlicher Aufopferung meinerseits, daß ich meine gesicherte und geachtete Stellung als Beamter aufgab, und so mußte jeder gerechdenkende Mann es auffassen, zumal wenn er überlegt, welchen Kämpfen und Mühen ich während meiner parlamentarischen Laufbahn ausgesetzt war und noch bin. Aber weit gefehlt. Man greift mich jetzt an, indem man ungescheut behauptet, ich hätte

meinen politischen Einfluß benutzt, um der von mir dirigirten Bank Vorteile zu verschaffen.

Nicht möglich! rief der kahlköpfige Mann.

Ja noch mehr. Ich ward, wie du weißt, in Folge des allgemeinen Vertrauens, das ich genieße, zum Chef des Reichsconsolidirungsfonds ernannt. Die Gelder dieses Fonds habe ich nach bestem Wissen und Gewissen angelegt, immer von der Absicht geleitet, möglichst hohe Zinsen bei möglichst sicherer Anlage zu erhalten, damit der Fonds auch seiner Bestimmung entsprechend in ausgiebiger Weise verwandt werden könnte. Unglücklicherweise sind in Folge unberechenbarer Ereignisse, die der Hauptsache nach den wühlenden Parteien niedrer Volksschichten zur Last fallen, mehrere Anlage-Papiere erheblich gefallen, sodaß ein nomineller Verlust von einigen Millionen den Fonds betroffen hat, und das Unglück will, daß dies gerade solchen Werten begegnet ist, die mit der Patriotischen Handelsbank in gewissem Zusammenhange stehen. Nun greift die schamlose Presse der Gegner mich an, als hätte ich mit dem Gelde des Staates meine Bank und die von ihr abhängigen Institute unterstützt und dabei mich selbst bereichert.

Das ist eine schwere Anklage, sagte Dr. Stahlhardt finster.

Nicht wahr? fragte der Politiker unruhig. Eine schwere und niederträchtige Anklage. Dir gegenüber brauche ich wohl nicht zu versichern, daß ich vollständig unschuldig bin. Ich habe einiges Vermögen erworben, natürlich lange nicht soviel, wie man behauptet. Man sicherte mir, als ich die Aufsicht der Bank übernahm, eine jährliche Einnahme von acht bis zehn Tausend Thalern zu. Diese Einnahme stellte sich allerdings, dank meiner geschickten Leitung der Geschäfte, auf ungefähr das Zehnfache, sodaß ich zurücklegen konnte. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Aber was jetzt von gegnerischer Seite vorgebracht wird, ist ein schändliches Gewebe der augenscheinlichsten Lügen.

Dann wird es dir gewiß leicht werden, deine Gegner zu widerlegen.

Ob es mir so leicht werden wird, das ist noch die Frage. Du weißt: Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Um dir aber jeden Zweifel darüber zu benehmen, welchen Charakter die gegen mich erhobene Anklage hat, will ich dir noch folgendes mitteilen . . .

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meuditz-Leipzig.